

PIPER

THOMMIE BAYER

Die kurzen

und die

langen Jahre

ROMAN

richtigen da.«

Als ich die Flamme mit dem ersten Streichholz anbekam, ohne groß mit der Propangasflasche herumhantieren zu müssen, und zwei Teelöffel in dem kleinen Gitter neben der Spüle stehen sah, kam mir zu Bewusstsein, dass mein Vater mitten in seinem Alltag einfach aus dem Leben geschlagen worden war, und es fühlte sich wie ein Kreislaufzusammenbruch an. Ich stand da und starrte auf die Flamme, bis ich die Stimme von Frau Spengler hörte: »Was ist?«

»Weiß nicht.«

Sie sah mich prüfend an, nahm mir den kleinen Topf mit Wasser aus der Hand und stellte ihn auf die Gasflamme.

»Hatten Sie ein gutes Verhältnis zu Ihrem Vater?«

»Bis vor etwa zwölf Jahren ja, seither gar keines.«

Sie schwieg und öffnete, so als kenne sie sich aus, als gehöre sie hierher, die Tür des Schränkchens an der Wand, um zwei Porzellanbecher herauszunehmen. Auf einmal ärgerte mich ihre Frage. Vielleicht ärgerte mich auch meine Antwort, vielleicht war es auch der Kreislaufabsturz – ich hatte den Wunsch, gegen etwas zu treten, aber ich beherrschte mich, und der Wutanfall ging vorüber.

»Kannten Sie meinen Vater?«, fragte ich, um durch höfliche Konversation einem Rückfall vorzubeugen.

»Um Gottes willen. Nein.«

»Wieso um Gottes willen?«

Sie sah mich schon wieder so forschend an, schwieg eine Zeit lang und sagte dann leise: »Sie wissen es also nicht.«

»Was weiß ich nicht?« Der Wutanfall wollte zurückkommen, ich spürte es genau. Ich stemmte nicht wie ein Volksschauspieler die Hände in die Hüften, aber ich fühlte mich irgendwie sprungbereit oder alarmiert. Ich würde bellen oder beißen, wenn sie jetzt was Falsches sagte.

»Ihr Vater und mein Mann waren ein Liebespaar«, sagte sie, »sie waren ...«

Sicher wusste sie nicht, welches Wort sie verwenden sollte, Homos, Tunten, vom anderen Ufer, warme Brüder oder Schwule. Das hätte ich auch nicht gewusst. Ich hatte

das Gefühl, darauf achten zu müssen, dass ich wieder Luft bekam – mein letztes Einatmen schien mir eine ganze Weile her zu sein. Sie sah mich an.

»Tut mir leid«, sagte sie.

Das Wasser kochte. Ich stellte den Herd ab. Sie löffelte Nescafé in die Becher, und ich goss das sprudelnde Wasser darüber. Wir blieben in der Küche stehen, bliesen über die Oberflächen unserer Kaffees, stellten die Tassen nicht ab, sahen beide aus dem kleinen Fenster auf die Heidelbeeren, Farne und Fichtenschösslinge davor und schwiegen.

»Er hatte den David von Michelangelo in seinem Arbeitszimmer hängen«, sagte ich irgendwann.

»Das passt.«

»Ja.«

Sie trank einen Schluck von ihrem Kaffee und verzog das Gesicht.

»Schmeckt scheiße?«, fragte ich.

»Na ja«, sagte sie.

»Gehen wir raus?«



Auf dem Vorplatz wollten wir nicht sitzen. Dort waren sie gefunden worden. Ich führte Frau Spengler ums Haus herum, an der Längsseite stand noch eine Bank. Hier war Schatten. Ich drehte ihr eine Zigarette, dann mir eine, dann zündeten wir beide an und sahen dem Rauch hinterher.

Sie war älter als ich. Vielleicht dreißig,